

Jennifer Alice Jager

AWAKENING

TERRA #1



Arena

Jennifer Alice Jager
Awakening
Terra #1

Weitere Bücher von Jennifer Alice Jager im Arena Verlag:
Windborn. Erbin von Asche und Sturm

Jennifer Alice Jager schrieb ihr erstes Buch während der Ausbildung zur Mediengestalterin. Schnell erlangte sie Bekanntheit durch ihre erfolgreichen Märchenadaptionen und Fantasyromane bei Carlsen Impress. Nachdem sie eine Zeit lang in Japan lebte, wohnt sie heute wieder in ihrer Heimat, dem Saarland, widmet sich hauptsächlich dem Schreiben und verbringt ihre Freizeit am liebsten mit ihren Tieren in der freien Natur.

Jennifer Alice Jager

AWAKENING

TERRA #1

Arena



2. Auflage 2019

© 2019 Arena Verlag GmbH, Würzburg

Copyright © 2019 Jennifer Alice Jäger

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller

Literary Agency GmbH, München

Covergestaltung: Isabelle Hirtz, Inkcraft, unter Verwendung mehrerer

Motive von Shutterstock (© Dmytro Zinkevych,

studio2013, bluefish_ds, Jer123)

Layout und Satz: Malte Ritter, Berlin

Gesamtherstellung: Westermann Druck Zwickau GmbH

ISBN 978-3-401-60492-3

Besuche uns unter:

www.arena-verlag.de

www.twitter.com/arenaverlag

www.facebook.com/arenaverlagfans

KAPITEL 2

ADDY

TAG 1: SA, 09:45 UHR, ORSETT, ENGLAND

Jared hatte Addy ihren Rucksack nach vorne gereicht und sie umklammerte ihn nun, als hinge ihr Leben davon ab. Zu Anfang hatten die Jungs den Ausflug noch auf die leichte Schulter genommen, hatten gelacht und gescherzt, doch mittlerweile herrschte erdrückende Stille.

Sie hätten die Skyline von London längst sehen müssen, aber da war nur Rauch. Dave fuhr langsamer.

Die Bäume waren durch die Druckwelle zu beiden Seiten der Straßen entwurzelt worden und lagen parallel zueinander auf den Wiesen. Der Anblick ließ Addy erschauern, die Brust schnürte sich ihr zu und sie spürte, wie ihr Atem schneller ging. Es tat ihr beinahe schon körperlich weh, das zu sehen. Es wirkte, als habe jemand einen riesigen Friedhof für Bäume angelegt. Schnell riss sie sich von diesem Anblick los und starrte in den Fußraum. Sie fühlte sich, als wäre ihre Haut bloß eine Verkleidung, die ihr wahres Ich vor ihren Mitschülern abschirmte. Sie wollte nicht, dass sie mitbekamen, was wirklich in ihr vorging.

»Versuch es noch mal«, bat Jared und deutete auf Addys Handy.

Sie brauchte einen Moment, um einen klaren Gedanken fassen zu können. Ihre Finger zitterten, als sie die Wahlwiederholung drückte, doch auch diesmal bekam sie kein Freizeichen. Auch das Internet funktionierte nicht. Was musste bloß gesche-

hen sein, dass sie von sämtlicher Kommunikation abgeschnitten waren?

»Nichts?«, fragte er.

Sie schüttelte den Kopf und fixierte weiter den Boden.

»Alles okay bei dir?«, fragte Dave. »Du kippst uns jetzt doch nicht um, oder? Wir fahren nicht mehr weit. Nur bis man was erkennen kann.«

»Es geht schon«, sagte sie gefasst und blickte wieder nach draußen.

Es waren nur Bäume. Das musste sie sich nur immer wieder sagen. Sie durfte nicht wegen ein paar Pflanzen in Panik verfallen. Auch dann nicht, wenn sie glaubte, echte Schmerzen zu spüren. Schon viele Male hatte sie sich anhören müssen, dass das alles nur in ihrem Kopf passierte. Von ihrem Therapeuten, ihren ehemaligen Freunden und sogar von Luc, dem Ex ihrer Mum, bevor die beiden sich getrennt hatten. Sie wollte das nicht auch von Dave und den andern hören müssen – *stell dich nicht so an, reiß dich zusammen, heul nicht rum*. Solche Sprüche hätte sie einfach nicht ertragen, also riss sie sich zusammen, sagte einfach nichts und erinnerte Dave auch nicht daran, dass sie nur bis zum nächsten Hügel hatten fahren wollen.

Hin und wieder passierten sie ein von der Straße abgedrängtes Auto. Ein paar Fahrzeuge waren ihnen bisher schon entgegengekommen, aber zum größten Teil war es erschreckend still und wie ausgestorben.

Allmählich ebte Addys Panik ab, der Schmerz, den sie geglaubt hatte zu fühlen, verging und etwas irritierte sie an dem, was sie neben der Straße sah. Wieso blühten die entwurzelten Bäume, anstatt ihre Blätter hängen zu lassen? Wieso sah es so aus, als lägen sie schon Monate lang so dort? Ihre Stämme waren teilweise von anderen leuchtend grünen Pflanzen über-

wuchert, junge Triebe reckten sich steil gen Himmel und neue Wurzeln hatten sich wie Anker in den Boden geschlagen. Je länger sie die Landschaft betrachtete und je mehr blühende Pflanzen sie sah, desto leichter wurde ihr ums Herz.

Addy erinnerte sich an eine Fernsehreportage, in der es um die Manipulation von Pflanzen und Tieren ging, die als schleichende Massenvernichtungswaffen eingesetzt werden sollten. Die Natur wurde so verändert, dass sie eine für Menschen unwirkliche Umgebung schuf. Terraforming nannten sie das. Einige Staaten warfen sich gegenseitig vor, bereits Experimente mit schwerwiegenden Folgen durchgeführt zu haben und Schuld an Erdbeben und Fluten zu tragen. War es das, was London getroffen hatte? Eine Biowaffe? War England ins Kreuzfeuer geraten oder trugen sie selbst Schuld an dem, was gerade geschah?

»Da vorne!«, stieß Jared aus und deutete auf die Straße.

Hinter den dichten Rauchschwaden, die ihre Sicht auf gut eine halbe Meile beschränkten, waren Bewegungen und Schatten zu sehen.

Addy spürte, wie die Angst in ihr wuchs, und sie drückte sich ihren Rucksack noch fester an den Körper. Es war verrückt, aber irgendwie erwartete sie, dass jeden Moment Zombies oder Aliens aus dem Rauch treten würden. Vielleicht lebende fleischfressende Pflanzen?

Tatsächlich waren es ganz normale Menschen. Dieser Anblick war beinahe noch erschreckender als eine ihrer abwegigen Fantasien.

Es waren Flüchtlinge aus der Umgebung von London. Ihre Haare und Kleidung waren von Feinstaub überzogen, einige waren verletzt und nur notdürftig versorgt worden. Sie schleppten sich die Straße entlang und manche fuhren in überfüllten

Autos an ihnen vorbei. Alle schienen sie wie in Trance, sprachen nicht, hielten ihre Blicke gesenkt.

Obwohl sie in Richtung London unterwegs waren, um Antworten zu bekommen, wagte es keiner von den vieren im Cabrio, zu fragen, was geschehen war. Sicher wussten diese Leute nicht mehr als Addy und die anderen. Bomben waren auf London gefallen. War es ein Unfall gewesen? Ein Angriff? Wer konnte das schon sagen.

»Wir ... wir sollten umkehren«, schlug Jared vor. Seine Worte, so leise sie auch waren, schnitten wie ein scharfes Messer durch die Stille. Der Kloß in Addys Hals verhinderte, dass sie ihm beipflichtete.

»Es ist nicht mehr weit«, meinte Dave und bog auf eine Seitenstraße ab.

Sie fuhren auf einen Hügel, von dem aus man die Flut der Flüchtenden gut überblicken konnte. Von dort oben sahen sie alle gleich aus. Es gab keinen Unterschied mehr zwischen Bankiers und Bauarbeitern. Vielleicht waren unter ihnen sogar Menschen, die Addy von früher kannte. Ehemalige Schulkameraden, Nachbarn. Sie hätte keinen von ihnen von den anderen unterscheiden können.

»Die Regierung wird das regeln, oder?«, fragte Jared. »Oder die UN. Die schicken Hilfsgüter oder so.«

»Falls es noch jemanden gibt, der helfen kann ...«, meinte Dave trocken. Seine Augen waren stur nach vorne gerichtet und mit seinen Händen klammerte er sich so fest ans Lenkrad, dass seine Knöchel weiß hervortraten.

Addy stand auf und blickte auf die Skyline von London – oder vielmehr auf das, was davon noch übrig war. Die Stadt lag in Trümmern. Nur hier und dort reckten sich noch die Überreste eines Gebäudes wie die gebrochenen Rippen eines Ungetüms

aus dem Schutt. Von mehreren Brandherden stiegen dichte Rauchwolken auf und verdunkelten den Himmel.

Auch über den Hügel kamen die Überlebenden. Man hörte keine Feuerwehr- oder Polizeisirenen. Nur das Weinen und Schluchzen der Menschen.

Addy schluckte schwer. Der Anblick brannte sich ihr auf die Seele und nahm ihr die Luft zum Atmen.

»Okay, das reicht«, sagte Jared. »Damit haben wir genug gesehen.«

Das hatte Addy allemal. Sie hätten schon viel früher umkehren sollen. Keiner von ihnen konnte hier etwas ausrichten oder in Erfahrung bringen, was tatsächlich geschehen war.

Sie setzte sich wieder und Dave legte den Rückwärtsgang ein.

»Wartet!«, rief ihnen jemand zu. »Nehmt mich mit!«

Eine schwächliche Frau steuerte auf das Auto zu. In der einen Hand hielt sie ein Bündel fest an ihre Brust gedrückt, mit der anderen hangelte sie sich an Grasbüscheln den Hügel hinauf.

»Wir müssen ihr helfen«, sagte Addy.

Wenn sie nicht alles täuschte, trug die Frau ein Baby bei sich. Sie hatte eine klaffende Platzwunde an der Stirn und schien völlig entkräftet zu sein. Addy hätte es nicht über sich gebracht, sie zurückzulassen.

»Dann hilf ihr«, sagte Dave gehetzt. »Aber beeil dich. Wir können nicht allen helfen.«

Die Frau war nicht die Einzige, die das Auto bemerkt hatte und versuchte, es zu erreichen. Für mehr als eine weitere Person hatten sie in dem kleinen Cabrio aber keinen Platz.

Addy stieß die Beifahrertür auf und stürzte den Hügel hinab. »Geben Sie mir Ihre Hand«, bat sie und streckte der Frau die ihre entgegen.

Dankbar sah sie zu Addy auf. Das Blut, das ihr über die Schlä-

fe lief, vermischte sich mit ihren Tränen. Sie zitterte und war kaum in der Lage, sich auf den Beinen zu halten. Wenn Addy zumindest ihr helfen könnte, wäre diese Fahrt nicht umsonst gewesen. Sie griff der Frau unter den Ellbogen und half ihr den Hang hinauf.

»Beeilt euch!«, drängte Dave.

Addy hatte selbst Schwierigkeiten mit dem Aufstieg. Die Erde war locker und rutschte ihr unter den Füßen weg. Mehrmals verlor sie den Halt. Es fühlte sich seltsamerweise so an, als würden die Blätter und Wurzeln sich unter ihr bewegen. Sie griff nach den Ästen eines Ginsterstrauchs, doch als Addy sie wieder loslassen wollte, hatten sie sich um ihre Finger gewickelt. Etwas stimmte wirklich ganz und gar nicht mit der Natur.

»Kommen Sie, steigen Sie ein«, forderte Addy die Frau auf und bot ihr den Beifahrersitz an.

Sie setzte sich und Addy konnte einen kurzen Blick auf das Baby werfen. Es lebte, scheinbar ging es ihm gut. Erleichtert atmete Addy durch und ein Lächeln huschte ihr über die Lippen.

»Spring rein!« Jared rutschte beiseite, um ihr Platz zu machen.

»Schnell!«, drängte Patti.

Addy wollte der Aufforderung gerade nachkommen, als sie jemand von hinten packte und vom Wagen wegzog. Sie stolperte zurück, hatte noch nicht richtig begriffen, was geschehen war, da traf sie ein Ellbogen im Gesicht. Der Schmerz betäubte ihre Sinne, sie wurde zur Seite gedrängt, gestoßen und weggeschubst. Sie war mit einem Mal inmitten eines Pulks von Menschen, die alle versuchten, einen Platz in Sarahs Cabrio zu ergattern.

Sie hörte Dave fluchen und sah Jared, der aufgestanden war und nach ihr suchte.

»Aufhören!«, schrie sie vergebens.

Die Menschen kämpften sich verzweifelt mit Händen und Füßen voran. Addy ignorierte ihre Tritte und Schläge und schaffte es, zwischen ihnen hindurchzuschlüpfen und den Wagen zu erreichen.

Jared hatte alle Mühe, die Menschen zurückzudrängen. Als Addy ihre Hand nach ihm ausstreckte, versuchte er, sie zu ergreifen, doch jemand drängte Addy erneut zur Seite und sie stürzte zu Boden.

Was danach geschah, blieb ihr nur bruchstückhaft im Gedächtnis. Sie wurde niedergetrampelt und zur Seite gedrängt. Es gelang ihr, wieder auf die Füße zu kommen, doch die Menschen stießen sie zurück, sodass sie den Halt verlor und den Hügel hinabstürzte.

Sie landete weich in hohem, seidigem Gras. Es war merkwürdig, aber ihre Panik verschwand, als sie die Halme unter ihren Fingern spürte, obwohl sie die Reifen quietschen hörte. Um sie herum drehte sich alles und sie glotzte benebelt zum grünen Teppich, auf dem sie gelandet war. Das Gras hatte einen lila Schimmer und war so fein wie das Fell eines Welpen. Es roch auch seltsam, irgendwie beruhigend. Irgendwie vertraut. Süßlich, elektrifizierend. Dieser Duft war es, der sie keine Angst verspüren ließ, ihr sogar die Schmerzen nahm – ein Duft, den sie vor der Schule schon einmal wahrgenommen hatte. Aber was hatte das zu bedeuten?

Mühsam stemmte sie sich hoch. Allmählich klärte sich ihr Geist wieder.

Sie war den Hügel hinab bis ins Tal gerollt. Erst als sie erkannte, dass die Menschen sich beruhigt hatten und weiterzogen, setzte ihre Panik wieder ein. Der Wagen war weg!

Addy begann den Aufstieg. Je weiter sie kam, desto schneller schlug ihr Herz. Sie wusste nicht, wovor sie mehr Angst haben

sollte: davor, Dave und die anderen beiden ohnmächtig oder verletzt auf dem Hügelkamm vorzufinden oder zurückgelassen worden zu sein.

Oben angekommen, wusste sie, dass Letzteres der Fall war. Die Menschen hatten sich verteilt, nur noch die Reifenspuren im Gras zeugten von dem Wagen, der eben noch hier gestanden hatte – von ihm selbst und den Zwölfklässlern war nichts mehr zu sehen.

Addy fiel auf die Knie. Ein weiteres Mal bereute sie – diesmal aus tiefstem Herzen –, mitgefahren zu sein.

Sie vergrub ihre Finger im Gras, starrte zu Boden und versuchte, ruhig zu atmen. Sie musste einen klaren Gedanken fassen. Ihre Entscheidung zu bedauern, brachte sie auch nicht wieder nach Hause. Ihre Füße aber sehr wohl. Von hier aus waren es ungefähr zehn Meilen bis nach Orsett. Die würde sie laufen müssen, auch wenn es ein Marsch von mindestens drei Stunden war.

Sie stand auf, stieg den Hügel hinab und folgte der Straße Richtung Osten.

Die Flut der Flüchtenden hatte sich mittlerweile auf ein paar wenige verringert. Noch immer verließen Autos die Stadt, doch Hoffnung, von jemandem mitgenommen zu werden, machte Addy sich keine.

Vielleicht hatte Jared ja recht, vielleicht würde die UN Hilfsgüter schicken und in wenigen Monaten wären sie schon dabei, London wieder aufzubauen. Vielleicht war das alles ein Unfall, ein Missverständnis gewesen.

Wenn sie aber an all die Menschen dachte, die ihr Leben gelassen hatten, wusste Addy nicht, wie die Welt je wieder dieselbe werden sollte.

Ein Schauer ergriff sie bei diesem Gedanken und nach und

nach spürte sie den Schmerz der vielen Schläge und Tritte. Ihr Schädel dröhnte und sogar das Atmen tat weh. Mühsam zog sie einen Fuß vor den anderen. Sie wollte jetzt nur noch eines: nach Hause gehen.

Addy hatte ihr Zeitgefühl verloren. Weit konnte sie noch nicht gekommen sein. Dennoch waren ihr schon seit einer Weile keine anderen Menschen mehr begegnet. Ihr tat jeder Knochen im Leib weh und ihre Verzweiflung wuchs mit jeder verstrichenen Minute.

Warum hatte Dave sie nicht einfach aussteigen lassen? Wegen ihrem bescheuerten Handy war sie in diese Lage geraten und das hatte nicht mal funktioniert und war letztendlich auch noch, zusammen mit ihrem Mut und ihrer Hoffnung, irgendwo auf diesem Hügel verloren gegangen.

Ihr Blick haftete am Asphalt, sie schleppte sich weiter voran und sah erst auf, als Motorengeräusche zu hören waren.

Es war das Militär. Ein ganzer Konvoi fuhr die Straße entlang Richtung London und Addy wich zur Seite aus. Resigniert beobachtete sie die Wagen, wie sie an ihr vorbeifuhren. Ihr wurde schwindelig dabei. Noch immer dröhnte ihr der Schädel und in ihren Ohren rauschte es. Sie hatte das Gefühl, man hätte ihr Beton hinter die Stirn gekippt.

Auf den offenen Ladeflächen konnte sie auch Zivilisten erkennen. Verletzte, die wohl von den Soldaten aufgesammelt worden waren. Addy wollte gerade weitergehen, da fuhr einer der Wagen zum Straßenrand und hielt an. Zwei Männer sprangen von der Ladefläche.

Obwohl Addy eigentlich keinen Grund hatte, vor den Soldaten Angst zu haben, schlug ihr Herz schneller und sie wich vor ihnen zurück.

»Bist du verletzt?«, fragte der jüngere der beiden.

»Ich denke nicht«, sagte sie, obwohl sich ihr Körper anfühlte, als würde er aus einem einzigen blauen Fleck bestehen.

»Wie alt bist du?«, fragte der andere.

Addy konnte die Fragen der Männer gar nicht so schnell verarbeiten, wie sie gestellt wurden. »Ich ...«

»In jedem Fall noch minderjährig«, meinte der jüngere.

»Was hat dir das verraten? Die Schuluniform?«, raunzte ihn der andere an und wandte sich dann Addy zu. »Komm, wir bringen dich erst einmal in Sicherheit.« Er legte ihr eine Hand in den Rücken.

»Es geht mir gut«, versicherte sie. Alles, was sie wollte, war, endlich heimzukommen.

»Du stehst unter Schock«, versuchte der Soldat, ihr weiszumachen, und schob sie zum Wagen.

Panik kam in ihr auf. Sie wollte nicht in Sicherheit gebracht werden. Das war sie auch zu Hause.

»Das tue ich nicht!«, widersprach sie und versuchte, von dem Soldaten wegzukommen. Der andere ergriff ihren Ellbogen und beide drängten sie zum Wagen.

»Ich will nur heim. Lassen sie mich einfach gehen!« Verzweifelt versuchte Addy loszukommen. Plötzlich packte der ältere sie an beiden Schultern und schüttelte sie so heftig, dass ihr schwindelig wurde.

»Komm zu dir, Kleine!«, schrie er sie an. »Dein Zuhause gibt es nicht mehr. Das hier ist jetzt die Realität, also hör auf, unsere Arbeit zu behindern, und steig auf den verdammten Wagen!«

Wenn sie vorher nicht unter Schock gestanden hatte, so tat sie es nach dieser Ansprache allemal. In ihren Ohren rauschte das Blut und ihre Gedanken überschlugen sich. Die Soldaten sprangen auf die Ladefläche und zogen Addy hinauf.

»Lasst mich!«, protestierte sie vergebens.

Ihr Puls raste und in ihrem Kopf hörte sie immer wieder dieses eine Wort. Realität. Was um sie herum geschah, war alles echt und nichts würde mehr so, wie es vorher war. Allein der Gedanke daran nahm ihr alle Kraft zur Gegenwehr.

»Ich komme nicht von hier«, sagte sie eindringlich und sah sich zwischen den Menschen auf der Ladefläche um. Neben den Soldaten, die wenig auf das zu geben schienen, was Addy behauptete, saßen auch Zivilisten auf den Sitzbänken. In Decken gehüllt, rußbedeckt und mit nur notdürftig versorgten Verletzungen starrten sie schweigend ins Leere. Der Schrecken über das, was geschehen war, hatte sie wohl noch fest im Griff.

Ein Soldat ergriff ungefragt Addys Gesicht und prüfte ihre Pupillen mit einer Taschenlampe. Das Kreuz an seinem Arm wies ihn als Sanitäter aus.

»Hast du Kopfschmerzen?«, fragte er, ohne auf das einzugehen, was Addy gesagt hatte.

Sie riss sich los, der Wagen fuhr im selben Moment an und sie landete auf dem Fußboden. Erschrocken sah sie zur Straße, während einer der Soldaten auch ihr eine Decke über die Schultern legte. Ihr wurde kalt und heiß zugleich, als sie begriff, was gerade geschah. Orsett rückte rasend schnell in die Ferne und sie fuhr genau auf London zu.